

Der Vielfalt und den verschiedenen Bedürfnissen angepasst : das kommunikationswissenschaftliche Doktorat in der Schweiz

Autor(en): **Probst, Carole**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Studies in Communication Sciences : journal of the Swiss
Association of Communication and Media Research**

Band (Jahr): **8 (2008)**

Heft 1

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-791010>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

CAROLE PROBST*

DER VIELFALT UND DEN VERSCHIEDENEN BEDÜRFNISSEN ANGEPASST – DAS KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFTLICHE DOKTORAT IN DER SCHWEIZ

This contribution is not an article *in*, but *on* communication sciences – more precisely on a process future communication scientists go through: the doctorate. It focuses on communication sciences in Switzerland – a country where the field's diversity is well reflected. Based on interviews with doctoral students and supervisors and on an analysis of doctoral regulations, the article addresses mainly four issues: the *employment status of doctoral students* – in the field under examination, doctoral students are usually employed by universities as assistants –, the *organisation of doctoral training* – as all over Europe, also here we find a trend for more organised training, but it's not yet completely implemented –, the *motivation and future plans of doctoral students* – mostly, plans for the future develop during the process; both academic and non academic career plans are common –, and the *participation in the scientific community* – not all doctoral students equally publish, participate in conferences and have contacts outside their home institutions. The picture given by the analysis shows that there is no unique, static model of a doctorate in communication sciences in Switzerland, but a concept of a doctorate that can be flexibly adapted to different situations.

Keywords: Switzerland, communication sciences, doctorate.

* Università della Svizzera italiana, carole.probst@lu.unisi.ch

1. Einleitung

Diese Sonderausgabe von *Studies in Communication Sciences* ist den jungen Forscherinnen und Forschern¹ im Feld gewidmet. Mit einigen dieser jungen Forscherinnen und Forschern beschäftige ich mich in meiner Dissertation: mit denjenigen, die in der Schweiz ein kommunikationswissenschaftliches Doktorat schreiben. Ziel meiner Dissertation ist es, das Doktorat in diesem vielfältigen Feld zu untersuchen und darzustellen. Das Ergebnis wird also keine kommunikationswissenschaftliche Dissertation im engen Sinne, sondern eine Arbeit, welche die Kommunikationswissenschaften² und ihr Doktorat zum Untersuchungsobjekt macht, theoretisch aber anderswo verankert ist: in der Hochschulforschung, die sich unter anderem auch intensiv mit dem Thema Doktorat befasst (siehe z. B. Burgess 1994; Clark 1995; Enders 2004; Teichler 2006; Kehm 2007; Parry 2007).

In diesem Beitrag zeige ich auf, wie ich an dieses Thema herangegangen bin und was für Fragen sich dabei stellten, und präsentiere erste Resultate aus meiner Untersuchung. Im *Call for Papers* zu dieser Sonderausgabe heisst es, man möchte die «Vielfalt und Reichhaltigkeit der europäischen Forschungsarbeit in diesem Wissenschaftsbereich» hervorheben und «kulturelle und wissenschaftliche Perspektiven [...] miteinander [...] konfrontieren». Mein Beitrag ist Hintergrund hierzu, denn im Doktorat widerspiegelt sich diese Vielfalt und Reichhaltigkeit auch innerhalb der Schweiz, und verschiedene kulturelle und wissenschaftliche Perspektiven werden sichtbar. Meine Untersuchung zeigt aber auch auf, dass auch weitere Faktoren einen Einfluss auf die Gestaltung des Doktorats haben – ein Doktorat findet in einem sehr konkreten (Arbeits-)Umfeld statt, und auch die daran beteiligten Personen bringen Eigenschaften, Vorstellungen und Wünsche mit, die auf den Prozess des Doktorats einwirken.

¹ Der Lesbarkeit halber und um die Daten anonym zu präsentieren, verwende ich im Folgenden die männliche Schreibweise – für Doktorandinnen und Doktoranden, für Forscherinnen und Forscher, für Doktormütter und -väter. Ich gehe in diesem Text auch nicht auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede ein.

² Analog zum Namen dieser Zeitschrift benutze ich hier «Kommunikationswissenschaften» als Bezeichnung für dieses vielfältige Feld

Im Folgenden gehe ich zuerst aus verschiedenen Blickwinkeln auf den Untersuchungsgegenstand ein und erläutere die Forschungsfrage mit weiteren Überlegungen. Danach stelle ich die Datenquellen und das untersuchte Sample vor. Anschliessend folgt die Präsentation einiger Resultate. Der Beitrag schliesst mit einigen Bemerkungen zur Situation des Doktors in den Schweizer Kommunikationswissenschaften.

2. Der Untersuchungsgegenstand: Das Doktorat ...

Was ist ein Doktorat? Auf den ersten Blick könnte man meinen, dass diese Frage einfach zu beantworten ist. Jeder Akademiker hat wohl eine Vorstellung davon, was ein Doktorat ist – die meisten haben die Erfahrung des Doktorates selbst gemacht. Beim genaueren Hinschauen aber zeigt sich, dass auf diese Frage keine eindeutige Antwort existiert. Die Organisation des Wissenschaftsbetriebs unterscheidet sich von Fach zu Fach (vgl. z. B. Clark 1983; Whitley 1984; Abbott 2001; Becher & Trowler 2001), was nicht ohne Einfluss auf das Doktorat bleibt. Aber auch die – meistens national – unterschiedlichen Hochschulsysteme führen zu verschiedenen Arten des Doktorats (vgl. z. B. Clark 1983; Ben-David 1992; Kivinen et al. 1999; Kupfer & Moes 2004; Kehm 2005; Powell & Green 2007). Gerade deshalb wird es interessant, das kommunikationswissenschaftliche Doktorat in der Schweiz anzuschauen: das Doktorat in einem mehrsprachigen Land, das vom kulturellen Einfluss der Nachbarländer geprägt ist, in einem Fach, das sowohl bezüglich Themen als auch Methoden breit gefächert ist.

Die internationale Diskussion zeigt, dass neben nationalen und disziplinären Eigenschaften auch andere Faktoren berücksichtigt werden müssen. So wird zum Beispiel die traditionelle Funktion des Doktorats als Ausbildung für den akademischen Nachwuchs immer stärker durch andere Funktionen ergänzt – die Pyramide der akademischen Berufe ist zugespitzt, es gibt weit mehr Doktoranden als Berufsaussichten für Doktorsinhaber innerhalb des akademischen Umfeldes. Zudem verlangt auch der Arbeitsmarkt zunehmend nach hoch qualifizierten Arbeitnehmern, die auch im Bereich der Forschung kompetent sind. Angewandte Forschung wird stärker gewichtet. Neben Forschung und Lehre wird der direkte Beitrag an die Gesellschaft als Aufgabe der Universitäten immer

wichtiger. Durch die Zunahme der Doktorandenzahlen – in den 1990er Jahren lag diese in den meisten europäischen Ländern zwischen plus 30% und einer Verdoppelung (Enders 2004; Kehm 2005) – verlagert sich die Selektion für den Zugang zum Forscherberuf auf die Post-Doc-Ebene.

Diese Entwicklung hat zur Entstehung neuer Doktoratstypen geführt, wie zum Beispiel dem Berufsdoktorat (*professional doctorate*, siehe Scott et al. 2004; Kehm 2005; Boud & Tennant 2006; Metcalfe 2006), bei dem die praktische Anwendung ein grösseres Gewicht erhält und die theoretische Abhandlung teilweise ersetzt, oder dem «New Route PhD» (Taylor 2004) das ebenfalls vor allem auf nicht-akademische Berufe vorbereitet und zu rund 40% aus Kursen besteht. Aber auch innerhalb der Wissenschaft gibt es Veränderungen, die einen Einfluss auf das Doktorat haben. So wird zum Beispiel durch die immer stärkere Gewichtung von wissenschaftlichen Artikeln in einigen Fächern auch die kumulative Dissertation, also eine (kommentierte) Sammlung verschiedener Artikel anerkannt oder gar vorgeschrieben. Grundsätzlich wird gefordert, dass durch das Doktorat Kompetenzen gebildet werden, die auch auf einen Arbeitsmarkt ausserhalb des akademischen Umfeldes übertragbar sind (Crosier et al. 2007; Kehm 2007).

Mit diesen Entwicklungen wird auch eine Tendenz beobachtet, Doktorate immer stärker zu organisieren und zu verschulen. Das traditionelle Meister-Schüler-Modell, bei dem ein Doktorand in enger Zusammenarbeit mit (und somit auch in Abhängigkeit von) seinem Doktorvater arbeitet und, ähnlich einem Handwerkslehrling, durch Zuschauen und Nachahmen lernt, scheint allmählich ausgedient zu haben. Vielerorts werden – auch im Zuge der Bologna-Reform, die das Doktorat als dritte Stufe ebenfalls betrifft – Doktoratsstudiengänge eingerichtet, das Doktorat wird klar reglementiert, Kurse (bis zu einem Jahr Vollzeitstudium) müssen besucht werden, der Doktorand ist Teil einer Gruppe, einer Klasse, und wird von mehreren Professoren und erfahrenen Forschern betreut (Berning & Falk 2005).

Viele Doktoranden in der Schweiz sind von der Universität angestellt, an der sie zum Doktorat eingeschrieben sind: ein Teil davon arbeitet in Grundlagenforschungsprojekten des Schweizer Nationalfonds, die eng mit ihrer Dissertation verbunden sind, andere arbeiten auf Projekten, die anderweitig finanziert werden, oder als Assistenten in der Lehre. Es ist

wahrscheinlich, dass die ungefähr 17 000 Doktoranden, die an Schweizer Universitäten eingeschrieben sind, den grössten Anteil der ungefähr 21 000 Assistenten und Forscher ausmachen und somit den Löwenanteil der Arbeit in Forschung und Unterstützung der Lehre erbringen. Als Vergleich: 2005 waren an den Schweizer Universitäten ungefähr 3000 Professoren angestellt (Quelle: Bundesamt für Statistik). Aus diesen Zahlen wird ersichtlich, dass die Chancen, nach dem Doktorat eine volle Stelle an der Universität zu finden, relativ gering sind und somit die hauptsächlichen Karrieremöglichkeiten ausserhalb der Universitäten zu suchen sind.

3. ... in Kommunikationswissenschaften in der Schweiz

Da die internationale Diskussion zum Thema zeigt, dass das Doktorat von der Art der Wissenschaftsorganisation und somit auch vom Fach abhängig ist, hat sich in meinem Dissertationsprojekt sehr schnell eine weitere grundlegende Frage gestellt: Was sind denn überhaupt Kommunikationswissenschaften und wie präsentieren sie sich in der Schweiz? Kommunikationswissenschaften können als ein divergentes (Becher & Trowler 2001) Feld ohne einheitliches Profil – weder institutionell noch bezüglich Forschungsthemen und -methoden – bezeichnet werden, in dem verschiedene Gemeinschaften mit eigenen Publikationskanälen existieren (Leydesdorff & Park 2007; Van den Besselaar & Leydesdorff 1996). Verschiedene Diskussionen über die Identität des Faches wurden und werden geführt und es gibt keine Einigkeit darüber, ob das Feld als Disziplin bezeichnet werden kann oder soll (z. B. Schramm 1983; Rogers & Chaffee 1993; Shepherd 1993/1999; Reardon & Rogers 1988; Berger 1991; Atkin & Jeffres 1998; Craig 2003). Eigenschaften des Feldes, die seine Fragmentierung fördern, sind zum Beispiel sein starker Bezug zum sprachlichen Umfeld und die Wichtigkeit nationaler Literatur (Hicks 1999/2004; Masip 2005).

Was aber heisst das konkret? Wie sieht das Fach in der Schweiz aus? Um diese Frage zu beantworten, haben wir eine Kombination verschiedener Methoden und Datenquellen angewendet (Probst & Lepori 2008). Solche Triangulationen haben sich im Bereich der Kartographie der Wissenschaften, insbesondere bezüglich Sozial- und Geisteswissenschaften

oder interdisziplinären Disziplinen, etabliert (Thelwall 2004; Merckx & Van den Besselaar 2006). In unserem Fall untersuchten wir die Internetauftritte der kommunikationswissenschaftlichen Institute (die Auswahl basierte auf dem SGKM Selbstevaluationsbericht 2004) sowie die Lebensläufe und Publikationsliste der Professoren im Fach und ergänzten diese durch weitere bibliometrische Untersuchungen auf der Basis von ISI Web of Science und Fachzeitschriften (Probst & Lepori 2007).

Es fällt hier als erstes auf, dass es in der Schweiz keine einheitliche kommunikationswissenschaftliche Gemeinschaft gibt. Verbindungen zwischen den Sprachregionen – insbesondere zwischen der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz – sind sowohl auf direkter personeller als auch auf publikationstechnischer Ebene rar, und es haben sich thematische Cluster gebildet. Die Professoren im Fach kommen oft aus einer anderen Disziplin, Publikationen in Zeitschriften von Nachbarsdisziplinen sind häufig. Die internationale, Sprachregionen übergreifende Ausrichtung ist, mit wenigen Ausnahmen, eher gering (Probst & Lepori 2007).

Auf nationaler Ebene besteht bisher keine Koordination bezüglich des Doktorats. In ihrer Selbstevaluation kommt die SGKM zum Schluss, dass das Feld eine Strategie für die Förderung junger Forschenden braucht (SGKM 2004). Probleme werden vor allem im Fehlen von Wissenschaftsstellen und längerfristigen Unterstützungsprogrammen gesehen; eine ad-hoc Kommission der SGKM empfiehlt die Einführung koordinierter Doktoratsprogramme auf nationaler Ebene (Zukunftskommission 2006). Die SGKM hat eine Arbeitsgruppe zusammengestellt, die Vorschläge zu einer möglichen koordinierten Doktorandenausbildung erarbeiten soll.

Eine Studie über Doktoranden im Fach in Österreich, Deutschland und der Schweiz (Mögerle et al. 2005) kommt zum Schluss, dass das Feld attraktiv ist, dass junge Wissenschaftler motiviert und auch an Internationalisierung interessiert sind. Unzufriedenheit besteht aber oft bezüglich der fehlenden Möglichkeiten, nach der Promotion weiterzukommen. Wie andere (z. B. Lévy et al. 1997; Jarren 2000) spricht sich diese Studie für die Einführung gesicherter Anstellungsmöglichkeiten in der Mitte der akademischen Karriere aus, wie z. B. in einem *tenure track system*. Die Autoren empfehlen auch, weitere alternative Karrierepfade ausserhalb der Universität zu identifizieren. Ebenso seien klare Arbeitsbestimmungen

(bezüglich Zeit und Inhalt) und verbindliche Vereinbarungen über die Zielsetzungen anzustreben (Mögerle et al. 2005).

4. Weitere Überlegungen und Fragestellungen

Die grundsätzliche Frage «Was ist das kommunikationswissenschaftliche Doktorat in der Schweiz?» wird somit zur Frage: Inwiefern haben disziplinäre, kulturelle, organisatorische und persönliche Eigenschaften einen Einfluss auf das Doktorat in Kommunikationswissenschaften in der Schweiz? Die vorangegangenen Überlegungen lassen vermuten, dass es in diesem Fach kein einheitliches Doktoratsmodell gibt – und auch nicht geben kann. Wie weit aber passt sich das Doktorat den vorhandenen Bedürfnissen der verschiedenen Akteure – Doktorand, Doktorvater, Institut, Universität, Gesellschaft – an?

Viele Doktoranden in der Schweiz sind an Universitäten oder Fachhochschulen angestellt. Durch die hohen Studierendenzahlen sind die Aufgaben der Assistierenden insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften stark mit der Betreuung von Studierenden verbunden, also von der alltäglichen Organisation des Universitätsbetriebes abhängig. Betrachtet man nun die Tendenz zu stärker organisierter Doktorandenausbildung, die auch obligatorische Pflichtelemente wie Kurse oder Kolloquien enthält, stellt sich die Frage, ob dies mit den Arbeitsaufgaben der Assistierenden kompatibel ist oder ob es hier nicht zu zeitlichen Kollisionen kommt.

Eine weitere Frage, die sich hinsichtlich der organisierten Doktorandenausbildung stellt, ist jene der kritischen Masse. Eine Ende 2007 durchgeführte Erhebung der SGK zeigt, dass derzeit gut 120 Personen ein kommunikationswissenschaftliches Doktorat in der Schweiz vorbereiten. Diese verteilen sich auf verschiedene Themenbereiche und sind unterschiedlich weit fortgeschritten. Es ist also trotz lokaler Themencluster eher nicht wahrscheinlich, dass sich in an einem Ort genügend Doktoranden finden, um Kurse zu einem Thema, das über allgemeine methodologische oder epistemologische Überlegungen hinaus geht, zu finden – es sei denn, ein Lehrstuhl organisiert bewusst eine Doktorandenschule und akzeptiert nur Promovierende, die in einem stark begrenzten

Themenfeld arbeiten und zum mehr oder weniger selben Zeitpunkt mit der Dissertation beginnen.

Die Einrichtung solcher Doktorandenschulen könnte in Zukunft begünstigt werden – durch das Pro*Doc-Programm des SNF sind bereits drei Doktorandenschulen im Umfeld der Kommunikationswissenschaften entstanden, zwei davon wurden allerdings erst vor kurzem bewilligt, betreffen also die hier untersuchten Doktoranden noch nicht. Mit dem Entscheid von SNF und CRUS, die Mittel für die Doktorandenförderung für die Jahre 2008–2011 zusammenzulegen, liegt nun ein Gesamtbudget von mehr als 90 Mio. CHF vor, um ProDoc-Programme³ in allen wissenschaftlichen Fächern zu fördern. Diese sollen jeweils 20 Doktoranden einbeziehen, von denen bis zu 10 direkt via Forschungsmodule entlohnt werden können (SNF 2007).

Ein Doktorat wird auch als Moment der Sozialisation in eine wissenschaftliche Gemeinschaft bezeichnet (Berger & Luckmann 1977; Parry 2007). Gerade wenn aber ein Doktorat nicht auf eine akademische Karriere ausgerichtet ist, stellt sich die Frage, ob die Investition in die Teilnahme an der wissenschaftlichen Gemeinschaft sinnvoll ist. Andererseits kann auch gerade durch die Einbindung in eine wissenschaftliche Gemeinschaft das Interesse an einer wissenschaftlichen Karriere geweckt werden. Wie also sieht es aus mit dieser Teilnahme? Und besteht eine Beziehung zwischen dem Grad der Einbindung in eine (internationale oder zumindest überregionale) wissenschaftliche Gemeinschaft und den Zukunftswünschen der Doktoranden?

5. Die Datenquellen

Um Antworten auf die erwähnten Fragen zu suchen, habe ich wiederum eine Kombination verschiedener Datenquellen benutzt:

Als erstes habe ich die Reglemente analysiert, die das Doktorat in den verschiedenen Fakultäten und Instituten, die Doktoranden in Kommunikationswissenschaften ausbilden, regeln.

³ Mit dem Zusammenlegen der Mittel von SNF und CRUS verschwand auch das * im Namen des Programmes.

In einem zweiten Schritt habe ich Doktoranden befragt – insgesamt habe ich Interviews mit 41 Doktoranden aus allen drei Sprachregionen durchgeführt. Die Interviews dauerten jeweils zwischen 40 und 120 Minuten, wurden anschliessend transkribiert und analysiert. Ich habe für die Durchführung der Interviews einen Leitfaden benutzt, um sicherzustellen, dass verschiedene Themen abgedeckt sind, habe diesen aber flexibel eingesetzt (die Reihenfolge der Fragen und die genaue Formulierung konnten variieren), um dem natürlichen Erzählfluss genügend Platz einzuräumen.

Der dritte Schritt besteht in der Befragung von Doktorvätern, ebenfalls aus allen drei Sprachregionen. Insgesamt wurden bisher 14 Interviews durchgeführt. Die Dauer dieser Interviews liegt bei 40 bis 90 Minuten, sie werden in derselben Art (offen gestaltete Leitfadeninterviews) wie die Doktorandenbefragungen durchgeführt.

Der Hauptteil der Daten besteht also in den Einschätzungen, Erfahrungen und Meinungen von am Doktoratsprozess beteiligten Akteuren. Dieser Tatsache muss bei der Analyse Rechnung getragen werden – so erlauben die Daten z. B. Aussagen über die Zukunftswünsche und -pläne der Doktoranden, nicht aber über ihre tatsächliche Zukunft; sie zeigen auf, wie die Akteure den Prozess erleben, und nicht, wie er aus einer objektiven Sicht aussehen würde. Der Einbezug verschiedener Blickwinkel – Reglemente, Doktoranden und Doktorväter – ermöglicht, verschiedene Facetten des Themas zu betrachten.

6. Wer sind die Doktoranden in Kommunikationswissenschaften in der Schweiz? Die Befragten

Die Gruppe der befragten Doktoranden besteht aus 23 Frauen und 18 Männern. 21 davon sind deutscher (inkl. schweizerdeutscher) Muttersprache, 15 sprechen Italienisch, drei Französisch und einer Englisch als erste Sprache, zwei haben eine andere Muttersprache (Mehrfachnennungen möglich).

Zur Zeit der Befragung befanden sich zehn der Doktoranden in einer Situation, in welcher sie als «Einsteiger» bezeichnet werden könnten – das Thema war noch nicht (ganz) klar, sie wussten noch nicht, wohin sie sich bewegen werden. In elf Fällen war das Projekt klar definiert, weitere

elf waren daran, Daten zu sammeln, fünf an der Datenanalyse, zwei im Prozess des Schreibens und zwei hatten ihre Dissertation bereits abgegeben – eine Person definitiv, die andere für die finale Korrektur durch den Doktorvater.

Schaut man sich die Themenfelder an, in denen die Befragten promovieren, wird die Vielfältigkeit des Faches in der Schweiz sichtbar. Ich habe die Doktoranden gebeten, ihr Thema einem oder mehreren Feldern zuzuordnen (Klassierung nach Schorr 2003, ergänzt). Das meist genannte Feld, die *Organisationskommunikation*, erhielt lediglich gut einen Viertel der Stimmen (12), gefolgt von *Massenkommunikation* (11), *politischer Kommunikation* (8) und *Sprache & soziale Interaktion* (7). Jeweils fünf Doktoranden nannten *computervermittelte Kommunikation*, *interkulturelle Kommunikation* oder *Medienökonomie* als Feld, vier schreiben im Bereich der *Gesundheitskommunikation*, drei befassen sich mit *wissenschaftlicher Kommunikation*. Auf andere Felder wie z. B. *Public Relations* oder *Mediengeschichte* fielen vereinzelte Nennungen.

Auch die geographische Herkunft der Doktoranden (Ort Universitätsabschluss) ist interessant. Das Bild ist nicht ganz so deutlich wie die Untersuchung der geographischen Herkunft der Professoren im Fach (Probst & Lepori 2007, siehe Abbildung 1), aber dennoch zeigen sich ähnliche Muster (Abbildung 2): Es gibt wenig Verbindungen zwischen der deutsch- und der französischsprachigen Schweiz, viele Doktoranden in der Deutschschweiz haben in Deutschland studiert, in Lugano promovieren viele Doktoranden mit einem italienischen Universitätsabschluss. Reproduktion durch den eigenen Nachwuchs gibt es vor allem in Lugano und Zürich – den grössten kommunikationswissenschaftlichen Instituten⁴.

7. Ausgewählte Resultate

Im Folgenden gehe ich nun auf einige Resultate aus den Interviews und der Analyse der Reglemente ein. Dabei betrachte ich folgende Themen:

⁴ Hier ist anzumerken, dass in dieser Grafik das DEA, das in der französischsprachigen Schweiz Voraussetzung für die Zulassung zum Doktorat ist, nicht beachtet ist, da dieses meistens an derselben Universität abgelegt wird, an der anschliessend promoviert wird. Auch andere Weiterbildungen wie z.B. Executive Masters werden hier nicht dargestellt.

Abbildung 1: Geographische Herkunft (Ort Doktorat) der Professoren der kommunikationswissenschaftlichen Institute

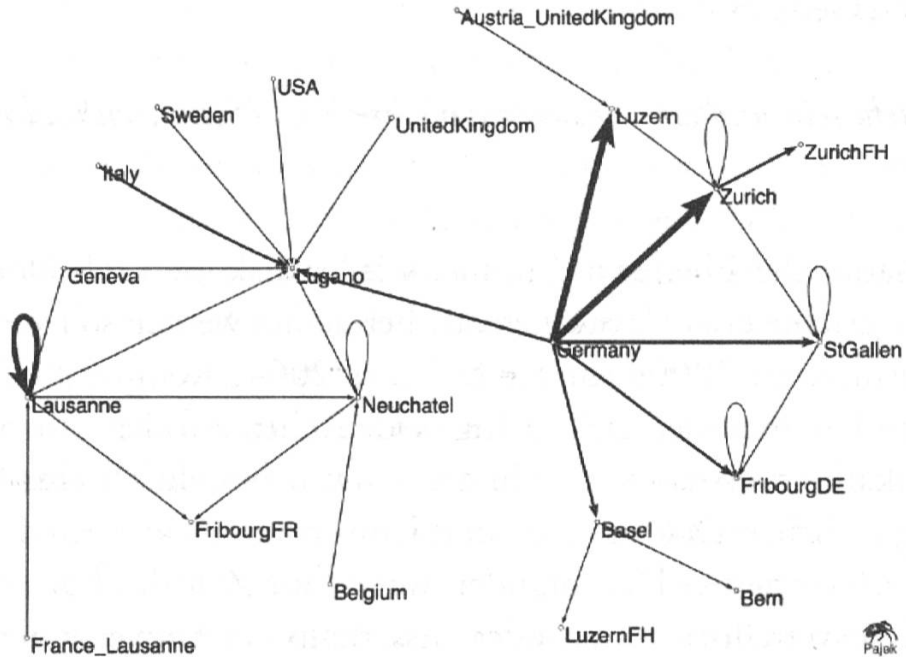
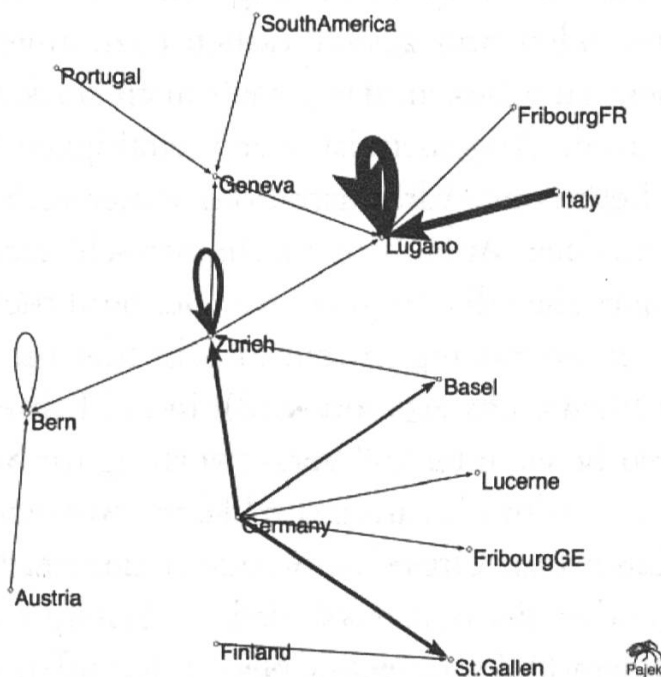


Abbildung 2: Geographische Herkunft der Doktoranden (Ort Universitätsabschluss) des Samples



die Synergien und Herausforderungen aus der Arbeitssituation der Doktoranden, die Organisation der Doktorandenausbildung, die Motivation und Zukunftspläne der Doktoranden sowie die Teilnahme an der wissenschaftlichen Gemeinschaft.

7.1. Angestellt sein und eine Dissertation schreiben – Synergien und Herausforderungen

Auf internationaler Ebene wird immer wieder diskutiert, ob Doktoranden als Angestellte oder als Studierende betrachtet werden sollen (so z. B. Mangematin et al. 2000; Kupfer & Moes 2004; Kehm 2005/2006). Oft müssen Doktoranden gleichzeitig beide Rollen erfüllen. Auch in den Kommunikationswissenschaften in der Schweiz besteht oft eine hybride Beziehung zwischen Doktoranden und Universität/Doktorvater:

40 der 41 befragten Doktoranden waren zur Zeit der Befragung in einem Arbeitsverhältnis inner- oder ausserhalb der Universitäten angestellt, die meisten (35) an einer Hochschule, normalerweise von dem Institut oder von der Abteilung, wo sie ihre Dissertation schreiben; oft arbeiten sie direkt mit ihrem Doktorvater zusammen. Der Anteil der Forschung an den alltäglichen Aufgaben variiert stark: in 23 Fällen enthalten die Aufgaben auch zumindest teilweise Forschungsaktivitäten – in 17 Fällen, also fast der Hälfte, ist Forschung nicht Bestandteil des Arbeitsalltags; 4 Doktoranden sind ausschliesslich dazu angestellt, auf einem Forschungsprojekt zu arbeiten, das jeweils auch stark mit ihrer Dissertation übereinstimmt. Allgemein ist aber Vielfältigkeit in den Aufgaben (in Forschung, Lehre und Administration) weiter verbreitet. Aber auch innerhalb der einzelnen Aufgabenbereiche herrscht eine grosse Vielfalt: In der Forschung reichen die Aufgaben von der punktuellen Mitarbeit bis zur faktischen Verantwortung für ein Projekt (das oft gleichzeitig zum Ausgangspunkt für die Dissertation wird); in der Lehre vom Fotokopieren oder Slides vorbereiten bis zur Verantwortung für Seminare oder gar Vorlesungen; in der Administration von kleinen Aufgaben in der Studentenadministration bis zur Organisation internationaler Konferenzen.

Die Doktoranden nehmen verschiedene Synergien zwischen ihrer Anstellung und dem Doktorat wahr. Neben den offensichtlichen Synergien in der Forschung gibt es auch solche in der Lehre, gerade am Anfang

eines Doktorates: Assistenz in einem Kurs, der zumindest teilweise Themen des Doktorates abdeckt, kann als Möglichkeit gesehen werden, diese Themen zu vertiefen; dort, wo Doktoranden für Seminare und Kurse verantwortlich sind, versuchen sie oft, die Lehrinhalte nahe beim eigenen Forschungsthema anzulegen; eine Möglichkeit wird auch in der Betreuung von Bachelor- und Masterarbeiten gesehen – wenn mehrere Doktoranden für einen Professor arbeiten, können sie sich die Betreuung gemäss ihren Themen aufteilen. Einige versuchen auch, Studenten dazu zu bringen, auf Themen zu arbeiten, die für ihre Dissertation von Nutzen sind. Doktoranden, die eine akademische Karriere anstreben, erachten es auch als wichtig, verschiedene Themen kennen zu lernen und so sehen es einige von ihnen auch als Synergie, wenn sie Assistenz in Kursen machen, die nicht ihr Dissertationsthema betreffen.

Die Anstellungsprozente variieren zwischen 50 und 100%, allerdings bekräftigen die meisten Doktoranden, dass sich Doktorat und Job zeitlich nicht so genau trennen lassen. Der Job beansprucht die meisten Doktoranden zeitlich stark. Fragt man sie zum Beispiel nach Kursen, die sie für ihr Doktorat besucht haben, antworten sie oft, dass sie nicht genügend Zeit dafür haben, weil alltägliche Aufgaben zu viel Zeit einnehmen. Aber auch die Betreuung leidet unter der Menge solcher Aufgaben, sowohl seitens der Doktoranden als auch der Doktorväter. Doktoranden, die als Assistenten für ihre Doktorväter arbeiten, sagen oft, dass sie ihren Doktorvater zwar regelmässig treffen, aber vor allem über Kurse, Studenten und organisatorische Anliegen sprechen würden und eher selten über die Dissertation.

Andererseits aber sehen die meisten Doktoranden – wie auch die Doktorväter – eine Anstellung an der Universität als Idealsituation für ein Doktorat. Neben den bereits erwähnten Synergien gibt diese Situation auch direkten Zugang zu verschiedenen Ressourcen: zu Infrastruktur, die auch für das Doktorat genutzt werden kann, vor allem aber zu Information, zum Beispiel über Publikationen, Konferenzen, wichtige Anlässe und Personen. An der Uni angestellte Doktoranden können sich mit anderen – Peers und erfahrenen Forschern – austauschen und ein Netzwerk aufbauen. Ein Doktorand, der durch seine Anstellung in eine Hochschule eingebunden ist, wird in dieser Gemeinschaft sozialisiert. Er hat die Möglichkeiten, Lücken in der Betreuung durch den Doktorvater

zu füllen: einige Doktoranden in meinem Sample erklären, dass sie sich auch – in einigen Fällen gar hauptsächlich – mit anderen Personen als dem offiziellen Doktorvater über ihr Doktorat austauschen. Hinzu kommt, dass Administrations- und Lehraufgaben auch Möglichkeiten zum Lernen bieten. Beim Ausführen dieser Aufgaben können Doktoranden Kompetenzen erwerben, die auch für einen späteren Job inner- oder ausserhalb der Forschung nützlich sind. Auch die Befragung der Doktorväter zeigt, dass Doktoranden, die an der Universität angestellt sind, meist in einer günstigeren Situation sind. Es gibt auch Doktorväter, die keine externen Doktoranden (also solche, die nicht an der Universität arbeiten) akzeptieren.

7.2. *Organisierte Doktoratsprogramme oder individuelle Einzelbetreuung?*

Organisierte Doktorandenausbildung verbreitet sich im internationalen Kontext immer stärker (z. B. Ulhøi 2005; Teichler 2006). Diese Tendenz ist auch in den Schweizer Kommunikationswissenschaften sichtbar, allerdings noch nicht überall sehr weit fortgeschritten.

Bei der Analyse der Reglemente zum Doktorat hat sich schon auf den ersten Blick eine interessante Beobachtung aufgedrängt: die Reglemente reglementieren unterschiedliche Dinge. In Basel, Zürich, Luzern und St. Gallen reglementieren sie die Promotion, in den Titeln der Reglemente von Genf, Lugano und Bern hingegen liegt der Fokus auf dem Doktoratsstudium. Allgemein zeigen sich Indizien eines Veränderungsprozesses: Bis auf eine Ausnahme wurden alle Reglemente zwischen 2005 und 2007 erstellt, also möglicherweise im Rahmen der Bologna-Reform ebenfalls überarbeitet. Es gibt auch Zeichen, die auf eine geplante Einführung oder zumindest Diskussion stärker organisierter Doktorandenausbildungen hinweisen: Von den acht analysierten Reglementen definieren fünf eine Richt- oder Maximaldauer des Doktorates (3–5 Jahre). Fünf Reglemente, oder aber ergänzende Dokumente auf Institutsebene bestimmen, dass Kurse belegt werden müssen, zwei davon verlangen eine bestimmte Anzahl ECTS Punkte (24 und 30), die durch Kurse, Summer Schools oder Präsentationen an Konferenzen und Kolloquien erreicht werden können. Die Tendenz hin zu stärker organisierter Ausbildung wird auch von Doktoranden wahrgenommen und von Doktorvätern in Interviews bestätigt.

Ein Sonderfall ist St. Gallen, wo schon länger ein klar strukturiertes Doktoratsprogramm besteht. Hier arbeiten Doktoranden normalerweise auf Projekten mit Partnern aus der Privatwirtschaft, aus denen auch die Dissertation entsteht. Die Doktoranden in St. Gallen sagen, dass es das Ziel sei, in zwei oder drei Jahren eine Dissertation zu beenden, inklusive einem Jahr mit Kursen und Projektdefinition; keiner der befragten Doktoranden in St. Gallen sagte interessanterweise aus, eindeutig eine akademische Karriere anzustreben. Diese Situation scheint Ähnlichkeiten mit dem Modell des *professional doctorate* zu haben.

Wie im Allgemeinen in der Schweiz sind auch in den Kommunikationswissenschaften viele Doktoranden an der Universität angestellt, an der sie ihr Doktorat schreiben – gemäss der aktuellen SGKM-Erhebung trifft dies auf etwas mehr als die Hälfte aller Doktoranden zu; in meinem Sample ist diese Gruppe (35) übervertreten. Zeit für das Doktorat scheint ein rares Gut zu sein, alltägliche Aufgaben verdrängen es; diese müssen zudem oft zu genau bestimmten Zeitpunkten erledigt werden (z. B. die Assistenz in einem Kurs) und reduzieren somit die Flexibilität der Doktoranden. Finanzierungsmöglichkeiten durch Stipendien sind hier eher selten. Eine Ausnahme ist das bereits erwähnte Programm des Schweizerischen Nationalfonds, Pro*Doc. In der befragten Gruppe sind allerdings nur zwei Doktoranden Teil eines Pro*Docs, und nur einer davon profitiert von einem Stipendium.

Doktorandenschulen und ähnliche Formen organisierter Doktorate haben normalerweise strenge formelle Selektionskriterien (Berning & Falk 2005). Alle untersuchten Reglemente enthalten Bestimmungen zur Zulassung zum Doktorat. Personen mit Abschlüssen von fremden Universitäten oder Studienfeldern müssen oft zusätzliche Auflagen erfüllen. In den Interviews hingegen wurden solche Kriterien selten erwähnt. Auch hat kein Doktorand von konkreten formellen Selektionsmechanismen erzählt. Die Doktorväter hingegen erwähnen, dass sie auch hin und wieder Anfragen zurückweisen. Die Auswahlkriterien können aber auch aus ihrer Sicht selten genau definiert werden, viele Doktorväter betonen, es gehe darum, sich ein Bild von der Person und der Situation zu machen – abzuschätzen, ob die Umstände für ein Doktorat günstig sind, ob das gewählte Thema genügend nah an den eigenen Themen liegt, sodass eine Betreuung sinnvoll ist, und ob die Zusammenarbeit gelingen könnte.

Diese Fragen werden oft «durch das Bauchgefühl» beantwortet. Oft ist das Doktorat auch eine Konsequenz einer Anstellung als Assistent – vielerorts werden Assistenten dazu angehalten, auch eine Dissertation zu schreiben. Sowohl Doktoranden als auch Doktorväter weisen aber auf das Risiko hin, dass nicht jeder, der als Assistent angestellt wird und gute Fähigkeiten für diese Aufgabe mitbringt, gleichzeitig auch ein guter Doktorand wird.

Für die Anstellung von Assistenten gibt es grundsätzlich zwei Strategien, die von den Doktorvätern, teilweise auch abhängig von der jeweiligen Situation, angewendet werden: Einige Professoren rekrutieren mehrheitlich Absolventen, die sie bereits kennen, während andere die offizielle Ausschreibung von Stellen bevorzugen. Diese Ausschreibung wird aber durchaus auch gezielt an potentielle Kandidaten oder an Kollegen, die solche kennen könnten, verteilt. Einige der befragten Doktoranden haben bereits ihre Lizentiatsarbeit mit dem Professor geschrieben, bei dem sie jetzt promovieren, oder standen sonst schon während des Studiums mit ihm im Kontakt.

Die durchgeführten Interviews zeigen, dass es, auch innerhalb einzelner Fakultäten oder Institute, unterschiedliche Modelle des Doktorates gibt. Doktorandenkurse sind nicht überall verbreitet. Doktorandenkolloquien finden, wenn überhaupt, auf der Ebene des einzelnen Lehrstuhls oder der Abteilung statt. Es gibt auch Doktoranden, die nie an Kolloquien teilnehmen, keine Kurse besuchen und sich fast ausschliesslich mit ihrem Doktorvater über das Doktorat unterhalten. Auch die individuelle Betreuung variiert stark – von Doktoranden, die fast täglich im Bereich der Forschung und somit auch dem Doktorat mit ihrem Doktorvater zusammen arbeiten, bis hin zu Situationen, in denen höchstens einmal im Jahr ein Gespräch stattfindet, sind alle Schattierungen möglich. Die Intensität der Betreuung scheint einerseits von der Arbeitskonstellation und den verfügbaren zeitlichen Ressourcen, andererseits aber auch von der Vorstellung, die Doktorväter und auch Doktoranden von einem Doktorat haben, abhängig zu sein. So sagen zum Beispiel einige Doktorväter, es sei die Aufgabe der Doktoranden, Betreuung einzufordern, während andere sich selbst kritisieren und sagen, sie müssten mehr Zeit für die Betreuung aufwenden und sich mehr um die Doktoranden kümmern.

7.3. Weshalb ein Doktorat? Motivation und Zukunftspläne

Auf internationaler Ebene gibt es eine Tendenz zu neuen Formen des Doktorates – es wird immer stärker als Ausbildung gesehen, die nicht nur für zukünftige Karrieren innerhalb der akademischen Gemeinschaft vorbereitet. Auch in den Schweizer Kommunikationswissenschaften gibt es weit mehr Doktoranden als Stellen für Promovierte an der Uni. Weshalb also macht jemand ein Doktorat, und was sind die Zukunftspläne der Doktoranden?

Gemäss den Interviews beginnen viele Doktoranden ein Doktorat, ohne überhaupt genau zu wissen, auf was sie sich einlassen. Was es bedeutet, ein Doktorat zu machen, wird oft erst während des Prozesses entdeckt. Zehn der befragten Doktoranden sagen, dass sie ein Doktorat begonnen haben, weil ihnen die Möglichkeit dazu von einem Professor angeboten wurde, sie rutschten hinein, zwei sagen gar aus, dass das Doktorat nicht ihre bevorzugte Wahl nach dem Universitätsabschluss war, es habe aber keine attraktiven Alternativen gegeben. Oft entscheiden sich Doktoranden nicht bewusst für ein Doktorat, sondern dafür, nach der Lizentiatsarbeit weiter zu forschen oder die angebotene Assistenzstelle anzunehmen. Dies trifft vor allem für Doktoranden zu, die mehr oder weniger direkt nach dem Universitätsabschluss an derselben Uni mit dem Doktorat beginnen – 14 Doktoranden in meinem Sample. Diejenigen, die ein Doktorat nach einer Pause von einigen Jahren beginnen (neun im Sample) entscheiden sich aktiver und bewusster für ein Doktorat – entgegen allen Unannehmlichkeiten wie tieferem Lohn oder Arbeit, die am Abend und an den Wochenenden erledigt werden muss. Sie entscheiden sich oft für ein Doktorat, weil sie Zeit haben möchten, das, was sie in ihrer Berufspraxis täglich tun, zu reflektieren. Nur ein Doktorand erwähnte explizit das Anstreben einer akademischen Karriere als Grund für das Doktorat.

Wenn die Doktoranden gefragt werden, was das Doktorat für sie für eine Bedeutung hat, erwähnen sie hauptsächlich zwei Aspekte: zuerst wird meistens das Doktorat als Lernprozess oder -erfahrung erwähnt, erst danach werden auch Aspekte des Doktorats als Titel genannt. Ein Doktorat wird also als eine Investition in die eigene Entwicklung gesehen, in Kompetenzen, als Möglichkeit Themen zu vertiefen, an denen man

persönlich interessiert ist, aber auch als persönliche Herausforderung. Das Doktorat wird nicht als Titel betrachtet, der auf dem privaten Arbeitsmarkt die Chancen erhöht – nur wenige Doktoranden, die ihre Karriere ausserhalb des akademischen Umfelds planen, denken, dass sie das Doktorat für ihre Karriere benötigen; der Status des Doktorats als grundlegende Voraussetzung für eine akademische Karriere hingegen wird ganz klar gesehen. Ein Doktorat wird als Beweis gesehen, dass man fähig ist, unabhängig und selbständig zu arbeiten, ein Projekt über mehrere Jahre zu managen, aber auch als zusätzliche berufliche Qualifikation, als Titel, der es erlaubt, sich von der Masse der Uni-Abgänger in Kommunikationswissenschaften abzuheben.

Präferenzen bezüglich der zukünftigen Karriere bilden oder ändern sich oft während des Doktorates. In dieser Zeit erhalten die Doktoranden Einblick ins akademische Leben; sie können erkennen, ob ihnen der akademische Beruf und das Umfeld gefallen. Es kommt durchaus vor, dass Doktoranden ihre Zukunftspläne während des Doktorats komplett umstellen. Einige Doktoranden sagen aus, sie würden grundsätzlich gerne im akademischen Umfeld Karriere machen, es gäbe aber einige Aspekte, die sie abschrecken würden, so zum Beispiel die Unsicherheit bezüglich späterer Anstellungsmöglichkeiten oder die Notwendigkeit, für ein Postdoc für längere Zeit ins Ausland zu gehen. Einige sagen auch, sie würden gerne im akademischen Feld bleiben und forschen, aber nicht eine Professur anstreben – weil sie an ihrem eigenen Doktorvater sehen, dass eine Professur oft vor allem Management- und Administrationsaufgaben und Lehre beinhaltet und die Forschung zu kurz kommt. Zum Zeitpunkt der Befragung hatten 26 Doktoranden mehr oder weniger klare Vorstellungen darüber, wie sie sich ihre Zukunft vorstellen. Zwölf wünschten sich eher eine akademische Karriere, eine Person möchte in der angewandten Forschung bleiben. Einige dieser Doktoranden können sich auch vorstellen, an einer Fachhochschule zu arbeiten, oder erwähnen dies als bevorzugte Möglichkeit. Drei Doktoranden möchten akademische und nicht-akademische Arbeit verbinden. Zehn sprachen sich relativ deutlich gegen einen Verbleib im akademischen Umfeld aus. Neben privaten Arbeitgebern ist auch die öffentliche Verwaltung ein oft genannter möglicher zukünftiger Arbeitsplatz. Die restlichen 15 waren zum Zeitpunkt der Befragung unentschieden.

Die Vorstellungen, die Doktoranden bezüglich ihrer Zukunft haben – insbesondere, ob diese inner- oder ausserhalb des akademischen Umfeldes stattfinden soll – sind auch damit verbunden, wie sie dieses akademische Umfeld erleben. Deshalb gehe ich im nächsten Abschnitt auf das Thema der Teilnahme an der wissenschaftlichen Gemeinschaft ein und vergleiche dieses mit den Zukunftswünschen der befragten Doktoranden.

7.4. Teilnahme an der wissenschaftlichen Gemeinschaft und Zukunftspläne

Das Doktorat kann zum Moment der Sozialisation in eine akademische oder wissenschaftliche Gemeinschaft werden. Die meisten befragten Doktorväter betonten denn auch die Wichtigkeit des Kontakts zur wissenschaftlichen Gemeinschaft – passiv durch Lektüre, aber auch aktiv durch Präsentationen und Publikationen. Als Doktorand habe man gerade durch diesen Status Möglichkeiten, die man später nie mehr haben wird; ein Doktorand kann auf erfahrene Forscher zugehen und wird normalerweise Antworten erhalten und Interesse erfahren – das, was Lave & Wenger (1991) als *legitimate peripheral participation* an einer *community of practice* bezeichnen, wird hier deutlich sichtbar. Wie aber sieht es konkret aus mit den Kontakten der Doktoranden zur wissenschaftlichen Gemeinschaft?

Fragt man die Doktoranden direkt, ob sie sich einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig fühlen, erhält man Antworten, die auf zwei verschiedene Arten der wissenschaftlichen Gemeinschaft hinweisen: die lokale, kleinere Gemeinschaft, die sich meist aus den anderen Doktoranden und Mitarbeitern des Lehrstuhls oder Instituts zusammensetzt, und die grosse, internationale wissenschaftliche Gemeinschaft. Ein Doktorand hat es so ausgedrückt: «Die eine wissenschaftliche Gemeinschaft ist klein, in der anderen fühle ich mich klein.» 14 der befragten Doktoranden fühlen sich einer internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig, sechs einer lokalen. Acht fühlen sich erst teilweise als Teil einer solchen Gemeinschaft – einige erzählen davon, dass sie beginnen, langsam teilzunehmen und beizutragen. Zehn der 41 befragten Doktoranden fühlen sich keiner wissenschaftlichen Gemeinschaft – weder lokal noch national – zugehörig.

Vergleicht man das Zugehörigkeitsgefühl zur wissenschaftlichen Gemeinschaft mit den Zukunftsplänen, fällt auf, dass hier ein Zusammenhang

zwischen einer Teilnahme an dieser Gemeinschaft und dem Wunsch, später weiter im akademischen Umfeld tätig zu bleiben, besteht. Von den 13 Doktoranden, die sich eine ausschliesslich akademische Karriere wünschen, fühlen sich neun einer wissenschaftlichen Gemeinschaft auf internationaler Ebene zugehörig, einer auf nationaler Ebene, einer – allerdings noch im Anfangsstadium des Doktorats – fühlt sich teilweise zugehörig, zwei fühlen sich nicht zugehörig: In einem Fall sagt der Doktorand, es wäre eher eine kommerzielle Gemeinschaft, im anderen Fall ist der Doktorand mit seinem Thema an der Universität isoliert und hat auch noch nicht viele Kontakte über die Universität hinaus aufgebaut. Von den weiteren fünf Doktoranden, die sich einer internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig fühlen, wünscht sich lediglich einer eine Zukunft eher ausserhalb des akademischen Umfeldes, einer möchte beide Wege kombinieren und drei sind noch unentschieden. Von den Doktoranden, die eine Karriere ausserhalb bevorzugen, fühlt sich also einer als Teil einer internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft, einer als Teil einer lokalen Gemeinschaft, fünf fühlen sich lediglich teilweise einer wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig und drei überhaupt nicht.

Auch Publikationen und Konferenzteilnahmen sind ein Ausdruck der Zugehörigkeit zur wissenschaftlichen Gemeinschaft, die sich auch in den Daten reflektiert: wer noch nicht publiziert oder an keiner Konferenz teilgenommen hat, fühlt sich tendenziell keiner wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig. Von den Doktoranden mit akademischem Karrierewunsch publizieren elf regelmässig oder mindestens gelegentlich, neun davon in wissenschaftlichen Zeitschriften oder Büchern (acht davon fühlen sich stark einer internationalen wissenschaftlichen Gemeinschaft zugehörig), drei haben erst Working Papers und Konferenzbeiträge geschrieben oder gerade mit dem Publizieren begonnen. Einer dieser Doktoranden hat bisher lediglich populärwissenschaftlich veröffentlicht. Sieben Doktoranden im Sample haben bisher noch gar nichts publiziert – vier davon planen ihre Zukunft ausserhalb des akademischen Umfeldes, zwei sind noch unentschieden und einer, noch in der Anfangsphase, möchte gerne akademische und nicht-akademische Arbeit verbinden. Von den zwölf Doktoranden, die regelmässig auf internationalen Konferenzen präsentieren (im Schnitt mindestens zwei Präsentationen pro Jahr), wünschen sich sieben eine akademische Karriere, drei eine nicht akademische

und zwei sind unentschieden. Drei der Doktoranden mit akademischem Karrierewunsch sind nur innerhalb des eigenen Sprachraums an Konferenzen aktiv, zwei sind eher lokal und ein wenig international aktiv, einer hat bisher nur passiv an Konferenzen teilgenommen und ein weiterer noch gar nie. Die rein passive oder nur sprachregionale Teilnahme scheint bei den Doktoranden, die ihre Zukunft ausserhalb der Uni sehen oder noch unentschieden sind, häufiger als bei jenen mit akademischem Karrierewunsch.

15 der 41 Doktoranden hatten zum Zeitpunkt des Interviews bereits einen längeren Auslandsaufenthalt während des Doktorats (zwischen drei Monaten und einem Jahr) gemacht (8) oder planten einen solchen (7). Von den 16 Befragten, die – zumindest teilweise – eine akademische Karriere anstreben, fallen acht in die Gruppe jener, die einen Auslandsaufenthalt gemacht haben oder planen. Von denjenigen hingegen, die ausserhalb des akademischen Umfelds arbeiten möchten (10) haben bloss drei einen Auslandsaufenthalt gemacht. Die restlichen vier Personen mit Ausländerfahrung oder -wünschen fallen in die Gruppe derjenigen, die bezüglich ihrer Zukunft noch keine klare Vorstellung haben (15).

In meinem Sample scheint also die Teilnahme an der wissenschaftlichen Gemeinschaft – durch Publikationen und Konferenzbeiträge, aber auch durch Auslandsaufenthalte – zu einem gewissen Grad mit den Karrierewünschen verknüpft zu sein. Dies scheint auch sinnvoll, wenn man beachtet, dass ein internationales Netzwerk und Ausländerfahrung oft als wichtige Faktoren für eine wissenschaftliche Karriere genannt werden, so auch von einigen der befragten Doktorväter.

8. Fazit: ein den Bedürfnissen angepasstes Modell

Diese Untersuchung zeigt, dass es in den Kommunikationswissenschaften in der Schweiz kein einheitliches Doktoratsmodell gibt oder überhaupt geben kann. Obwohl es offiziell keine Unterscheidungen verschiedener Doktoratstypen gibt, erfüllt das Doktorat doch ziemlich unterschiedliche Zwecke. Es gibt aber auch einige Elemente, die das Doktorat in den meisten beobachteten Situationen charakterisieren:

Ein Doktorat in diesem Fach dauert normalerweise zwischen drei und fünf Jahren. Viele Doktoranden sind als (Forschungs-)Assistenten

an den Universitäten angestellt und erhalten dadurch einen Lohn, der ihre Lebensunterhaltskosten deckt. Ihre Aufgaben decken verschiedene Bereiche ab: Forschung auf Projekten und/oder an der eigenen Dissertation, Lehre und/oder Lehrassistentz, Administration und Organisation. Die Erfahrungen, die sie durch ihre Assistentzstelle machen, sind Teil des Doktorates und tragen ebenfalls zur Entwicklung verschiedener Kompetenzen (z. B. Projektmanagement, Coaching von Studierenden) bei. Das Doktorat dient nicht ausschliesslich einer akademischen Karriere, sondern ist auch eine Art Berufsausbildung. Dies scheint auch legitim zu sein: Nur gut ein Viertel der befragten Doktoranden wünscht ausdrücklich, später im akademischen Umfeld tätig zu sein. Selten beginnt jemand ein Doktorat mit dem Ziel, eine akademische Karriere zu verfolgen. Vielmehr sind die Doktoranden zu Beginn offen für verschiedene Wege, während des Doktorats bilden sich Präferenzen, die sich aber auch wieder ändern können. Die Anwendungsorientierung in diesem Fach ist gross, viele Dissertationen haben einen direkten Bezug zur Praxis, in den meisten Fällen wird theoretisch und empirisch gearbeitet, rein theoretische Dissertationen sind äusserst rar.

Das Doktorat scheint also ein flexibles Konstrukt zu sein, das sich den jeweiligen Situationen anpasst. Die Doktoranden arbeiten oft auf Assistentzstellen – zwei Bedürfnisse werden so gleichzeitig gedeckt: das Bedürfnis des Doktoranden nach Finanzierung und jenes der Universitäten nach Arbeitskräften, um die Menge der Studenten zu bewältigen. Das Thema des Doktorats können die Doktoranden in den meisten Fällen selber wählen, ein gewisser Bezug zu den Themen des Doktorvaters wird normalerweise vorausgesetzt. Diese Themen sind aber oft so breit gestreut, dass die nötige Anzahl Doktoranden nicht vorhanden ist, um organisierte Ausbildung in einem spezifischen Bereich anzubieten. Zudem könnte eine organisierte Ausbildung auch mit der zeitlichen Belastung durch die Assistentzstellen in Konflikt treten. Die organisierten Elemente der Doktorandenausbildung beschränken sich denn auch meistens auf wenige Kurse – wenn überhaupt – im Bereich der Methodologie und auf Dissertationskolloquien, bei denen jeder Doktorand vortragen, aber auch kritisch auf andere Beiträge reagieren muss, und so lernen soll, was wissenschaftliches Arbeiten bedeutet. Doktoranden, die eine wissenschaftliche Karriere anstreben, nehmen oft auch an der internationalen

wissenschaftlichen Gemeinschaft teil – sie gehen an Konferenzen, konfrontieren sich dort mit anderen Wissenschaftlern aus ihrem Bereich, publizieren, machen Auslandsaufenthalte. Diese internationale Gemeinschaft ist in einigen Fällen wichtiger als die lokale – gerade durch die grosse Vielfalt der Themen werden Personen, die im gleichen Bereich arbeiten und somit «dieselbe Sprache sprechen» oft nur auf der internationalen Ebene gefunden.

Die meisten der befragten Doktoranden würden wieder ein Doktorat machen – allerdings haben sie oft mehr oder weniger klare Vorstellungen, was idealerweise anders sein sollte. Mehr Zeit für die Dissertation – zum Beispiel durch ein Stipendium – oder klarere Strukturen und Organisation werden oft erwähnt. Es gibt aber auch Doktoranden, die klar der Meinung sind, mehr Struktur sei unnötig und vor allem auch nicht mit ihren anderen Aufgaben kompatibel. Einzelne Doktorväter gehen die Zeitproblematik aktiv an: Zum Beispiel, indem sie ihre Assistenten bewusst auf Projekten arbeiten lassen, die hohe Synergien mit ihren Dissertationen und Zukunftsplänen aufweisen, oder indem jeder Doktorand Anrecht auf ein Sabbatical-Semester hat, während dessen er sich ausschliesslich der Dissertation widmen kann. Solche Ansätze benötigen eine langfristige Planung, scheinen aber vielversprechend.

Grundsätzlich zeigt sich eine Tendenz hin zu stärker organisierter Doktorandenausbildung – sowohl in den Reglementen als auch in den Interviews, insbesondere mit den Doktorvätern. Wie eine solche Ausbildung aber aussehen wird oder kann, bleibt vorläufig offen. Einer der befragten Doktorväter wünscht sich, dass in der zukünftigen Doktorandenausbildung unterschieden wird zwischen dem Doktorat für die akademische Karriere und dem allgemeinen Doktorat, wobei das akademische Doktorat länger dauern und die obligatorische Teilnahme an Konferenzen, Publikationen und auch einen Auslandsaufenthalt beinhalten soll. Meine Untersuchung zeigt, dass dies teilweise implizit schon geschieht – eine offizielle Anerkennung solcher Unterschiede würde es vielleicht auch für Doktoranden erleichtern, sich über ihre Ziele und somit auch die Anforderungen an ihr Doktorat klar zu werden.

Eine Einheitslösung für das Doktorat in Kommunikationswissenschaften in der Schweiz kann es nicht geben – zu vielfältig sind die Situationen und möglichen Karrierewege. Verschiedene Formen haben sich

aus den lokalen und individuellen Bedürfnissen ergeben. Wenn in den nächsten Jahren die Bologna-Reform auch ihre Auswirkungen auf das Doktorat in Kommunikationswissenschaften zeigt, wird es wichtig sein, diesen unterschiedlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen und die Situation der Doktoranden als Ganzes, inklusive ihrer Arbeitssituation und möglicher Karrierewege, zu betrachten, um Lösungen zu finden, die für alle Seiten befriedigend sind – für die Doktoranden, die Doktorväter, die Universitäten und auch die Gesellschaft. In einem Land, in dem die geografischen Distanzen kurz sind, und in einem Fach, das viele verschiedene inhaltliche Ausrichtungen erlaubt und Heterogenität unter den Doktoranden aufweist, scheint (zumindest nationale oder sprachregionale) Zusammenarbeit eine gute Möglichkeit zu sein, um dem Problem der fehlenden kritischen Masse zu begegnen. In diesem Sinne sind die Bestrebungen der SGKM, das Thema Doktorat auf nationaler Ebene anzugehen, äusserst begrüßenswert.

Dank

Ich bedanke mich herzlich bei den befragten Doktorandinnen und Doktoranden, Doktorvätern und Doktormüttern, die sich die Zeit für ein Interview genommen haben und mir Einblick in ihre Erfahrungen, Vorstellungen und Ideen gegeben haben. Ebenfalls bedanke ich mich bei Benedetto Lepori vom Forschungsdienst der Universität Lugano, der mein Dissertationsprojekt betreut und mich in diesem Prozess unterstützt, sowie bei Christine Musselin vom Centre de Sociologie des Organisations CSO in Paris und Ben Jongbloed vom Center for Higher Education Policy Studies CHEPS der University of Twente in Enschede, NL, für konstruktives Feedback zu früheren Versionen dieses Artikels.

Literatur

- ABBOTT, A. (2001). *Chaos of Disciplines*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- ATKIN, D. & JEFFRES, L.W. (1998). An Analysis of Research Article Productivity by Telecommunication Scholars over the Past Decade. *Journal of the Association for Communication Administration* 27(1): 18–29.

- BECHER, T. & TROWLER, P.R. (2001). *Academic Tribes and Territories. Intellectual Enquiry and the Culture of Disciplines*. Ballmoor, Buckingham/Philadelphia, PA: The Society for Research into Higher Education and Open University Press.
- BEN-DAVID, J. (1992). *Centers of Learning: Britain, France, Germany, United States* (with a new Introduction by Philip G. Altbach). New Brunswick, New Jersey: Transaction Publishers.
- BERGER, C.R. 1991. Chautauqua: Why are there so few Communication Theories? Communication Theories and other Curios. *Communication Monographs* 58: 101–113.
- BERGER, P.L. & LUCKMANN, T. (1977). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- BERNING, E. & FALK, S. (2005). Das Promotionswesen im Umbruch. *Beiträge zur Hochschulforschung* 27(1): 48–72.
- BESSELAAR, P. VAN DEN & LEYDESDORFF, L. (1996). Mapping Change in Scientific Specialties a Scientometric Reconstruction of the Development of Artificial Intelligence. *Journal of the American Society for Information Science* 47(6): 415–436.
- BOUD, D. & TENNANT, M. (2006). Putting Doctoral Education to Work: Challenges to Academic Practice. *Higher Education Research & Development* 25(3): 293–306.
- BURGESS, R.G. (Hrsg.) (1994). *Postgraduate Education and Training in the Social Sciences*. London, Bristol, Pennsylvania: Jessica Kingsley Publishers.
- CLARK, B.R. (1983). *The Higher Education System. Academic Organization in Cross-National Perspective*.
- CLARK, B.R. (1995). *Places of Inquiry: Research and Advanced Education in Modern Universities*. Berkeley, Los Angeles/London: University of California Press.
- CRAIG, R.T. (2003). Discursive Origins of a Communication Discipline. Paper presented at the Annual Convention of the National Communication Association, Miami Beach, FL, November 21, 2003.
- CROSIER, D.; PURSER, L. & SMIDT, H. (2007). *Trends V: Universities Shaping the European Higher Education Area*. European University Association.
- ENDERS, J. (2004). Research Training and Careers in Transition: a European Perspective on the many Faces of the Ph.D. *Studies in Continuing Education*: 419–430.
- HICKS, D. (1999). The Difficulty of Achieving Full Coverage of International Social Science Literature and the Bibliometric Consequences. *Scientometrics* 44(2): 193–215.
- HICKS, D. (2004). The Four Literatures of Social Science. In: H.F. MOED; W. GLÄNZEL & U. SCHMOCH (Hrsg.). *Handbook of Quantitative Science and Technology Research*. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers: 473–496.
- JARREN, O. (2000). Aufbruch und Umbruch. Situation und Perspektiven der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in der Schweiz. Anmerkungen eines Einsteigers oder: Muss Aschenbrödel heiraten? *Medien Journal* 24(2): 10–18.
- KEHM, B. (2005). Developing Doctoral Degrees and Qualifications in Europe. Good Practice and Issues of Concern. *Beiträge zur Hochschulforschung* 27(1): 10–33.
- KEHM, B. (2006). Doctoral Education in Europe and North America: a Comparative Analysis. In: U. TEICHLER (Hrsg.). *The Formative Years of Scholars*. Proceedings

- from a Symposium held at the Haga Forum, Stockholm, November 9–11, 2005. London: Portland Press Ltd: 67–78.
- KEHM, B. (2007). Quo Vadis Doctoral Education? New European Approaches in the Context of Global Changes. *European Journal of Education* 42(3): 307–319.
- KIVINEN, O.; AHOLA, S. & KAIPAINEN, P. (Hrsg.) (1999). Towards the European Model of Postgraduate Training. Turku: Painosalama Oy: Research Unit for the Sociology of Education (RUSE), *Research Report* 50. University of Turku.
- KUPFER, A. & MOES, J. (2004). Promovieren in Europa. Ein internationaler Vergleich von Promotionsbedingungen. Frankfurt a.M.: Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft.
- LAVE, J. & WENGER, E. (1991). Situated learning. Legitimate peripheral participation. New York: Cambridge University Press.
- LÉVY, R.; ROUX, P. & GOBET, P. (1997). La situation du corps intermédiaire dans les hautes écoles suisses. Bern: Conférence universitaire Suisse, Conseil Suisse de la science, Fonds national de la recherche scientifique.
- LEYDESDORFF, L. & PARK, H.W. (2007). The Journal of Communication and the Field of Communication Studies: Mapping Scientific Communication Online. <http://users.fmg.uva.nl/lleydesdorff/communicationstudies/index.htm> [12.11.2007].
- MANGEMATIN, V.; MANDRAN, N. & CROZET, A. (2000). The Careers of Social Science Doctoral Graduates in France: the Influence of how the Research was Carried Out. *European Journal of Education* 35(1): 111–124.
- MASIP, P. (2005). European Research in Communication During the Years 1994–2004: a Bibliometric Approach. Paper presented at the 1st European Communication Conference: Amsterdam, November 24–26, 2005.
- MERKX, F. & BESSELAAR, P. VAN DEN (2006). Positioning Indicators for Cross-disciplinary Challenges: the Dutch Coastal Defense Research Case. Paper presented at the 1st PRIME Indicators Conference, Lugano, November 2006.
- METCALFE, J. (2006). The Changing Nature of Doctoral Programmes. In: U. TEICHLER (Hrsg.). *The Formative Years of Scholars*. Proceedings from a Symposium held at the Haga Forum, Stockholm, November 9–11, 2005. London: Portland Press Ltd: 79–84.
- MÖGERLE, U.; MATTHES, J. & WIRTH, W. (2005). Zur Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses in der Schweiz. Ergebnisse einer Befragung von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern bis zur Promotion. *Medienwissenschaft Schweiz* 2/2005.
- PARRY, S. (2007). *Disciplines and Doctorates*. Dordrecht: Springer.
- POWELL, S. & GREEN, H. (2007). *The Doctorate Worldwide*. Berkshire/New York: Society for Research into Higher Education & Open University Press, McGraw-Hill.
- PROBST, C. & LEPORI, B. (2007). Für eine Kartographie der Schweizer Kommunikationswissenschaften. Methodologische Überlegungen und ausgewählte Resultate. *Studies in Communication Sciences* 7(1): 253–270.

- PROBST, C. & LEPORI, B. (2008). Mapping a Cross-disciplinary Field in a Plurilingual Context: the Case of Communication in Switzerland. Paper to be presented at the 2nd PRIME Indicators Conference on STI Indicators for Policy. Addressing New Demands of Stakeholders. Oslo, May 28–30, 2008.
- REARDON, K.K. & ROGERS, E.M. (1988). Interpersonal Versus Mass Media Communication. A False Dichotomy. *Human Communication Research* 15(2): 284–303.
- ROGERS, E.M. & CHAFFEE, S.H. (1993). The Past and the Future of Communication Study: Convergence or Divergence. *Journal of Communication* 43(3): 125–131.
- SCHORR, A. (2003). Communication Research and Media Science in Europe: Research and Academic Training at a Turning Point. In: A. SCHORR; W. CAMPBELL & M. SCHENK (Hrsg.). *Communication Research and Media Science in Europe*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- SCHRAMM, W. (1983). The Unique Perspective of Communication: A Retrospective View. *Journal of Communication* 33(3): 6–17.
- SCOTT, D. et al. (2004). *Professional Doctorates*. Berkshire/New York: Society of Research into Higher Education & Open University Press.
- SGKM SCHWEIZERISCHE GESELLSCHAFT FÜR KOMMUNIKATIONS- UND MEDIENWISSENSCHAFT (2004). *Evaluation der Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz. Selbstevaluationsbericht*. Bern.
- SHEPHERD, G.J. (1993). Building a Discipline of Communication. *Journal of Communication* 43(3): 83–91.
- SHEPHERD, G. J. (1999). Advances in Communication Theory: A Critical Review. *Journal of Communication* 49(3): 156–164.
- SNF SCHWEIZERISCHER NATIONALFONDS. (2007). *SNF Info Print* Nr. 2, November 2007.
- TAYLOR, J. (2004). The United Kingdom. In: J. Sadlak (Hrsg.). *Doctoral Studies and Qualifications in Europe and the United States: Status and Prospects*. Bucharest: UNESCO-CEPES: 231–258.
- TEICHLER, U. (2006). Per aspera ad astra? The formative years of scholars. In: U. Teichler (Hrsg.). *The Formative Years of Scholars. Proceedings from a symposium held at the Haga Forum, Stockholm, November 9–11, 2005*. London: Portland Press Ltd: 1–7.
- THELWALL, M. (2004). Non-robust Indicator Theory. Weak Benchmarking Indicators for Formative and Semi-evaluative Assessment of Research. *Research Evaluation* 13 (1): 63–68.
- ULHØI, J.P. (2005). Postgraduate Education in Europe. An Intersection of Conflicting Paradigms and Goals. *The International Journal of Educational Management* 19(4/5): 347–358.
- WHITLEY, R. (1984). *The Intellectual and Social Organization of the Sciences*. Oxford: Clarendon Press.
- ZUKUNFTSKOMMISSION (2006). *Empfehlungen der Zukunftskommission für die Kommunikations- und Medienwissenschaft in der Schweiz*.

